

Christine Rinderknecht, Writer-in-Residence, Cornell University  
*Corneller Vorlesung zur Ästhetik der Gegenwart (24 April 2008)*

**"Der sechszwanzigste Dezember zweitausendundvier:  
 Naturkatastrophen in der Literatur"**

© Christine Rinderknecht 2008

Zwei Jahre habe ich an einem Buch geschrieben, das man eigentlich gar nicht schreiben kann. Es hätte ein Roman werden sollen. Über eine Naturkatastrophe, die ich selber am Rande miterlebt hatte. Naturkatastrophen eignen sich naturgemäss nicht als literarische Objekte. Sie sind zu gross, zu mächtig, zu wirklich, sie ersticken jeden fiktionalen Versuch. Ausser man befindet sich in einem gebührenden zeitlichen Abstand. 2005 erschien das Buch „Sturmflut“ der niederländischen Autorin Margriet de Moor. Es handelt von einer Naturkatastrophe, die sich 1953 ereignet hat. Von einem tagelangen Unwetter, das den Südwesten der Niederlande von der Landkarte fegte. 2000 Menschen fanden dabei den Tod. Der Roman erzählt die Geschichte zweier Schwestern. Die eine, Lidy, macht einen Wochenendausflug zu Bekannten und ertrinkt, die andere, Armanda, kümmert sich an dem Wochenende um das Baby ihrer Schwester. Nach Lidys Verschwinden heiratet sie deren Ehemann und wird die Mutter des kleinen Kindes. In ihrem Roman zeichnet die Autorin die unterschiedlichen Wege der beiden Schwestern nach. Lidys Sterben im Wasser. Armanda, die eigentlich das Leben ihrer verschwundenen Schwester lebt und eine Art Unterwasser- Existenz führt. In der historischen Distanz gelingt der Autorin die Verwandlung des realen in ein mythisches Geschehen, das sich in den Seelen ihrer Protagonistinnen und Protagonisten spiegelt.

Am 26. Dezember 2004 hielt ich mich zusammen mit meinem Freund G. in Thailand auf. Wir befanden uns in einem Dorf auf Puket. Es war ein unspektakulärer, kleiner Ort an einer wenig befahrenen Strasse. Der 26. Dezember war ein Sonntag. Um acht war ich kurz aufgewacht, dann aber wieder eingeschlafen. G. war ebenfalls aufgewacht und gleich aufgestanden. Er wollte die Morgenstunden nutzen, um an seinem Kurzfilm zu arbeiten. Er setzte sich an den Schminktisch, wo er sich mit seinem Laptop, der externen Harddisc und seinen Kameras eingerichtet hatte. Als ich selbst aufstand war es ca. halb zehn. Ich kam gerade aus dem Bad, als draussen Leute zu schreien anfangen. Es mussten auch Thais darunter sein, was mir ungewöhnlich erschien. Thais schreien nur, wenn sie betrunken sind. Ich schob die Glastüren zurück und ging auf den Balkon. Ich schaute, ohne zu verstehen. Das Meer, das normalerweise ca. 200 Meter vom Ufer entfernt vor sich hin glitzerte, war bis zur Strasse hochgekommen. Ich begriff nicht, woher das Wasser kam. Der Himmel war blau. Kein Regen. Kein Wind. Kein Sturm. Im Wasser schwammen kaputte Liegestühle, Sonnenschirme, Motorräder, ein weisser Jeep schaukelte unter den im Wasser stehenden Palmen hindurch. Das war das erste Bild, das sich von dem Ereignis, das in den folgenden Tagen und Wochen alle Medien

beherrschte, in meinem Hirn festsetzte. Ich ging auf die Strasse hinunter, wo schon viele Touristen zusammen standen und sich über dieses merkwürdige Vorkommnis unterhielten. G. blieb auf seinem Platz sitzen. Er kam erst einige Minuten nach mir mit der Kamera, um das Phänomen zu fotografieren. Das Wasser war jedoch schon dabei, aus dem Palmenwäldchen abzufließen. Es gab auch den Strand wieder frei und entfernte sich immer weiter vom Ufer, als würde es im Meeresboden versinken. Nach einer Weile bildete sich am Horizont ein weisser Strich. Schaum offenbar. Der Strich näherte sich dem Ufer. Das Wasser, schrie jemand auf Italienisch, das Wasser kommt zurück. Das Wasser fing an zu kochen. Ich rief G., der mit der Kamera dem versinkenden Wasser nachgegangen war, er solle zurück kommen. Ein weisser Schaumteppich schob sich Richtung Ufer. G. fing an zu rennen. Der Schaum überflutete den Sandstrand, der sich zum Wasser hin leicht senkte. Er schoss in das daran angrenzende Stück Palmenwald und schwappte auf die Strasse. Irgendwann als das Wasser noch zwischen Wald und Strasse unterwegs war, setzte in meinem Körper der Fluchtinstinkt ein und ich fing an zu rennen. Der Ort lag in einer kleinen Bucht zwischen zwei Hügeln. Ich musste nicht weit laufen, bis ich in Sicherheit war. Auch G. hatte es geschafft, auf die Strasse hochzukommen. Alle Leute konnten sich retten. Die an der Strasse stehenden Häuser wurden weder beschädigt noch zerstört. Nur das einzige Strandrestaurant, das am Fusse des Hügels stand, wurde in wenigen Sekunden zerlegt und weggewaschen.

Als ich wieder in Zürich war, wollten viele von mir wissen, wie es war. Und? Wie war es? Ich hatte das Gefühl, nicht berechtigt zu sein, darüber zu sprechen. Ich sagte immer, dass es für mich gar nicht schlimm war, wir hätten ja Glück gehabt, im Gegensatz zu anderen, die dieses Glück nicht hatten, ich könne eigentlich nichts sagen, aber dann erzählte ich doch ziemlich ausführlich unsere Erlebnisse. Ich beschrieb das Wasser, den Schaum, die Augenirritation, wenn Dinge geschehen, die ein physikalisches Gesetz auf den Kopf stellen. Wasser, das einen Abhang hinauf fliesst. Wasser, das seine natürlichen Grenzen, die Küste, einfach ignoriert. Ohne Vorwarnung. Wenn es wenigstens einen Sturm gegeben hätte. Heftige Regenfälle. Der wolkenlose blaue Himmel und die warme Luft waren für mich besonders irritierend. Ich konnte das Ganze nicht einordnen. Erst als von einem Erdbeben die Rede war - einige hatten das Erdbeben gespürt und waren davon aufgewacht, sie erzählten davon, als wir alle auf der Strasse standen, ich war vermutlich ebenfalls davon aufgewacht, um acht Uhr, genau zu dem Zeitpunkt, da andere das Erdbeben wahrnahmen, ohne selber jedoch im Aufwachen mich an eine Erschütterung oder an ein Zittern zu erinnern, das Erwachen war nur ein kurzes vorübergehendes Auftauchen in diesem neuen Tag, bevor ich wieder einschlief und eine Stunde später wirklich erwachte - erst als das Wort Erdbeben in meinem Bewusstsein angekommen war, gesellte sich das Wort Flutwelle reflexhaft hinzu. Ich rannte auf der Strasse, die gerade von Wasser und Schlamm überflutet wurde. Eine Frau guckte verwundert aus einem Fenster und fragte

auf Schweizerdeutsch, was los sei. Ohne mein Tempo zu verringern, rief ich im Vorbeirennen die zwei Wörter Erdbeben, Flutwelle. Ich hatte mir das vorher nicht überlegt. Offenbar waren die beiden Begriffe in meinem Hirn für einen solchen Fall gespeichert. Zwar hatte ich nicht gewusst, dass auf ein Erdbeben mehrere Wellen folgen konnten. Ich dachte, mit der ersten sei alles vorbei. Als die zweite kam, und ich sah, mit welcher Geschwindigkeit das Wasser sich dem Ufer näherte, erfasste mich eine Angst, die ich so noch nicht erlebt hatte. Ein Reflex setzte meinen Körper in Bewegung, und nichts konnte ihn stoppen. Auch die Frau am Fenster nicht.

Andere sagten, schreibst du jetzt etwas darüber? Oder, du schreibst doch hoffentlich nichts darüber, oder du schreibst jetzt bestimmt darüber. Sie machten sich Gedanken, was jetzt von mir zu erwarten sei. Ich weigerte mich zuerst. Ich wollte nichts schreiben. In den Zeitungen war genug geschrieben worden. Was sollte ich noch schreiben? Wie sollte ich, wenn ich das überhaupt wollte, darüber schreiben, was für Wörter, was für eine Sprache benützen. Ich bin keine Journalistin und hatte auch keine Lust auf einen journalistischen Text, obwohl ich alles, was darüber geschrieben wurde, las. Die Artikel bewahrte ich auf, ohne zu wissen wozu. Ich bin keine Sammlerin und habe auch kein Archiv, wie andere Leute, die schreiben. Ich stopfte die Artikel in eine Schublade, die ich extra dafür geleert hatte. Mit dem Aufbewahren von Zeitungsartikeln fing ich gleich am 27. Dezember an. Noch als wir in Thailand waren, in Puket Town, der Hauptstadt der Halbinsel. Die Küsten waren geräumt worden. Auch unser kleines Dorf, wo alles noch stand. Ich kaufte mehrere Tageszeitungen. Eine auf Thai. Auf dem Titelblatt erkannte ich eine Strasse, auf der G. und ich am Abend des 25. Dezembers noch flanieren waren. Die Strasse sah aus wie eine Müllhalde. Alle Bilder, auch die Bilder, die ich am Fernsehen sah, ähnelten sich. Die Welt hatte sich in eine Müllhalde verwandelt. Wenn ich etwas hätte beschreiben wollen, wäre es dieser Müll gewesen. Ich hätte vielleicht einen weissen Plastikstuhl beschrieben, der mir auf einem dieser Fotos auffiel. Der Stuhl war nichts besonderes, ein Stuhl wie man ihn überall auf diesem Planeten finden kann, ein Stuhl, der im Freien steht, in Strand- und Gartenrestaurants. Stapelweise wird er auf Märkten oder in Gartencentern verkauft. Auf dem Foto, das ich mir ansah, lag genauso ein weisser Stuhl auf dem Rücken. Eine Aussage, die vermutlich falsch ist. Kann ein Stuhl einen Rücken haben? Eine Rückenlehne ja, aber einen Rücken? Im Französischen hat der Stuhl tatsächlich einen Rücken. Le dos. Wie der Mensch oder wie das Buch. Der auf dem Rücken auf einem Schutthaufen liegende Stuhl erinnert an die auf dem Rücken liegenden Menschen auf dem Foto auf der dritten Seite in dieser selben Zeitung. Der banale Stuhl erzählt von dem Schrecken eines Menschen, der vielleicht auf einem solchen Stuhl gesessen, vielleicht ein Buch gelesen, vielleicht gerade etwas getrunken hat, Kaffee vielleicht, oder Tee. Und wenn ich diesen Menschen, der vielleicht auf dem weissen Plastikstuhl sitzt, in meinem Kopf noch näher heran zoomte, dann hört er gerade ein ungewöhnliches Geräusch, ein Knacken, vielleicht von

splitterndem Holz, er hört Schreie und fragt sich, wer da schreit, und bevor er diesen Gedanken zu Ende gedacht hat, passiert etwas, er versteht nicht, was es ist, es gibt einen Ruck, es wirbelt ihn herum, er fällt vom Stuhl oder wird vom Stuhl geschoben, etwas schiebt ihn weg, Wasser, viel Wasser, alles ist voller Wasser, woher kommt all das Wasser. Die ganze Stadt ist unter Wasser, und er selber ist in dieser Stadt auch unter Wasser. Zusammen mit all den Dingen, die Menschen in ihren Häusern, Wohnungen und Garagen aufbewahren - Kühlschränke, Fernsehapparate, Tische, Kleider, Geschirr, Betten, Koffern, Computer, Handys, Autos, Motorräder - wird dieser Mensch, der gerade eben noch auf einem weissen Plastikstuhl gesessen hat, herumgewirbelt. Sein Körper stösst an scharfe Kanten. Vielleicht verliert er das Bewusstsein. Oder er ist noch klar im Kopf, hat das Gefühl, sich in einer Waschmaschine zu befinden, im Schleudergang herumgewirbelt zu werden. Vielleicht sind seine Augen weit offen und blicken mit Verwunderung auf diese Unterwasserwelt. Der Sog des Wassers ist ungeheuer stark, kein menschlicher Körper kann sich dem entziehen, nicht einmal ein Auto, auch ein Zug nicht. In Sri Lanka wirft das Wasser eine ganze Zugkomposition aus den Schienen.

Das hätte ich vielleicht geschrieben, wenn ich dieses Foto hätte beschreiben wollen. Im Kontext des Geschehens. Wenn ich hingegen nicht gewusst hätte, was sich hier abspielte, dann hätte ich dieses Foto vielleicht auch als radikales Kunstwerk begriffen. Ein wildes Durcheinander von Materialien, die unsere Abfallgesellschaft produziert, von einem Künstler als Provokation in eine Strasse gekippt. Da ich jedoch den Kontext kannte, hätte der weisse genormte und auf dem Rücken liegende Stuhl sich in eine Geschichte verwandelt, die von einem Menschen erzählt, der vom Wasser überwältigt wird. Doch wozu hätte ich davon schreiben sollen? In den Zeitungen, am Fernsehen und im Internet gab es unzählige Berichte von Augenzeugen, von Menschen, die erzählten, was ihnen zugestossen war. Menschen, die überlebt hatten. Sie erzählten die Wahrheit, die Wirklichkeit, während meine Geschichte eine erfundene Geschichte gewesen wäre. Sie hätte zwar ebenso wahr sein können, aber trotzdem als Lüge entlarvt werden können. Ich war nicht dieser Mensch, der auf dem weissen Plastikstuhl gesessen hat. Und ich war auch nicht der Stuhl, obwohl es mir beim längeren Betrachten dieses unscheinbaren Stuhls vorkam, ich sei dieser Stuhl, der da auf dem Rücken lag, auf einem Haufen von Holz- und Metallteilen. Ich lag da, weiss, banal, wie dieser Stuhl. Ich bekam Mitleid mit dem Stuhl, und gleichzeitig empörte ich mich über mich selbst. War das nicht eine Verhöhnung der wirklichen Opfer? Lass es bleiben, sagte ich mir, vergiss das Ganze. Schreib etwas anderes.

Aufgeben konnte ich nicht. Ich las weiterhin die Berichte, suchte im Internet nach Artikeln.

Die Augenzeugenberichte ähnelten sich in einigen Punkten. Viele erzählten, wie sie die Welle auf den Strand hatten zukommen sehen, wie sie versuchten zu fliehen, wie sie vom Wasser umgeworfen wurden. Sie erzählten von dem starken Sog des Wassers und von den Dingen, die im Wasser

herumtrieben, sie verletzten. Sie erzählten von den toten und verstümmelten Körpern, denen sie im Wasser und an Land begegneten. Bilder, die man nicht erfinden kann. Keine literarischen Motive. Dennoch gingen mir die Bilder nicht aus dem Kopf.

Ich begann über Figuren nachzudenken, die genau wie ich von der Katastrophe nur gestreift worden waren. Ich dachte darüber nach, was für Menschen das waren, was für Paare, die, genau wie ich, in diese Gegend reisten, was sie da suchten, sich erhofften, was für Beziehungen sie lebten, was ihnen die Liebe, das Leben überhaupt bedeutete, was für Gedanken sie sich über die Zukunft machten, in was für einer Situation sie sich gerade befanden, als die in einander verkanteten Erdplatten sich von einander lösten, der Meeresboden sich hob und senkte und die Welle sich auf den Weg machte. Ich las wieder den kurzen Text von Kleist, das Erdbeben in Chili, den Klassiker unter den Texten über Naturkatastrophen. Ein Liebespaar, dem die Liebe verboten war, wird durch das Erdbeben vor dem Vollzug der Todesstrafe bewahrt, doch nur scheinbar, kurze Zeit später werden sie vom wütenden Mob erschlagen. Eine Art Romeo und Julia Geschichte vor der Kulisse einer zusammenstürzenden Welt. Eine Parabel. Das historische Ereignis fand ca. 150 Jahre vor Kleists Niederschrift seines Textes statt. Inspiriert hatte ihn vermutlich ein Text über das Erdbeben in Lissabon, das 1755 grosse Teile der Stadt zerstörte. Es war nicht wichtig, ob die Details in der Beschreibung der Stadt stimmten, wichtig war die Stimmigkeit in seinen Figuren und Handlungen. Ich hingegen war gefangen von den Details, die Millionen Menschen selber erlebt und weitere Millionen oder Milliarden in den Zeitungen und am Fernsehen gesehen hatten. Ich wusste nicht, wie ich vorgehen sollte. Ich hatte Fragmente, Bilder in meinem Kopf, die sich mir aufdrängten, die meinen Kopf, meine Fantasie verstopften. Zuerst schrieb ich, ohne Plan, alles was mir durch den Kopf ging im Zusammenhang mit dieser Geschichte. Nach einigen Monaten nahm ich mir vor, nun gegen alle Bedenken und Einwände doch einen Roman zu schreiben. Protagonistin sollte ein Mädchen sein. Chiara. Ein Mädchen, das in Rom lebt, eine Schweizer Mutter hat und einen römischen Vater. Ich wählte diese Konstellation, weil ich daran zeigen konnte, dass verschiedene Kulturen unterschiedlich auf das Ereignis reagierten. Das Mädchen wäre dreizehn Jahre alt, kurz vor dem Erwachsenwerden, ein Mädchen, das *Herr der Ringe* liest und von dieser Fantasywelt geradezu besessen ist. Dieser „virtuelle“ Blick auf die Welt würde das monströse, katastrophale Geschehen anders einordnen als der Blick eines Erwachsenen. Die Mutter, eine Journalistin, hätte über das Handy eine Lovestory laufen. Der Vater, ein Aragonertyp, der nicht gern kämpft und sich zuviel gefallen lässt, würde nichts von dieser Geschichte ahnen. Das Mädchen hingegen wüsste es. Eine Durchschnittsfamilie, die auf der Suche nach dem Paradies von einer Naturkatastrophe gestreift wird. Das System erfährt eine Erschütterung, es bleibt offen, wie tief die Risse sind.

Ich beschrieb, wie die Familie im Paradies ankommt und Weihnachten feiert. Chiara wäre lieber zu Hause geblieben und hätte mit ihrer Grossmutter, mit deren Hund, mit Zio Vincenzo und den anderen Verwandten Weihnachten gefeiert und Spaghetti gegessen, statt stinkende Saucen und weissen Reis. Ich beschrieb, wie die drei am Strand einige Kerzen anzündeten, um eine Spur Weihnachtsstimmung aufkommen zu lassen, wie sie in den Himmel schauten und dabei einen weissen Strich entdeckten, der wie ein Schwert aussah.

*Auch Mutter und Vater sehen diesen Strich. Alle drei legen die Köpfe in den Nacken und schauen in die Dunkelheit, die von einem weissen Strich wie von einem weissen Schwert geteilt wird. Ein Überschallflugzeug, sagt Vater, er kennt sich aus, das ist ein Überschallflugzeug. Was soll es denn sonst sein? Das Schwert am Himmel zittert. Die Ränder werden milchig. Chiara tastet im Dunkeln nach ihrem Rucksack. Ihre neue Digitalkamera. Das Weihnachtsgeschenk. Der Rucksack wie ein Hündchen oder eine Katze, im Dunkeln, ein dunkler Haufen. Sie erwartet Fell unter den Händen. Aber dann ist es doch nur der Rucksack. Die Kamera ganz unten. Auf dem Boden des Rucksacks. Sie streift den Deckel von der Linse. Drückt auf den Power Knopf. Auf dem Display passiert nicht viel. Sie lässt sich auf den Rücken fallen. Hält die Kamera über ihren Kopf. Sie fotografiert das dunkle Stück Himmel mit dem weissen Zeichen, das aussieht wie ein Schwert. Ist das Gandalfs Schwert? Sie liest Herr der Ringe gerade zum zweiten Mal. Auf Deutsch. Das erste Mal hat sie es auf Italienisch gelesen. Wenn Gandalfs Schwert am Himmel leuchtet, müssten Orks in der Nähe sein. Das bedeutet nichts Gutes. Die Diener des Bösen. Doch hier könne nichts Böses geschehen. Noch nie, sagt Mutter, habe sie sich irgendwo so gut gefühlt. Chiara macht ein Foto von ihr. Wie sie auf dem Tuch sitzt und angestrengt in den Himmel blickt. Mutter weiss immer noch nicht, was Orks sind. Obwohl Chiara es ihr schon zehnmal erklärt hat. Sie verwechselt die Orks immer mit den Elben, dabei sind Orks misslungene Elben, dem Bösen verfallen. Mutter kann sich nie merken, wer, wer ist und überhaupt findet sie diesen Fantasyist ungesund. Sie solle lieber richtige Bücher lesen. Chiara macht noch ein Foto von Mutter aus der Froschperspektive. Hör auf, das bringt ja nichts. Es ist viel zu dunkel. Sie schaut sich das Foto an, Mutter angeschnitten, fast nicht zu erkennen in der Dunkelheit. Das sei, sagt sie, gar kein Überschallflugzeug, das sei Gandalfs Schwert. Gandalf, Gandalf, Mutters Stimme in der Dunkelheit. Wer Gandalf sei? Ein italienischer Fussballspieler mit argentinischen Wurzeln. Vater muss selber ungeheuer lachen über seinen Witz. Mutter lacht zusammen mit ihm. Chiara möchte auch mitlachen. Aber sie kann nicht. Etwas in ihr krümmt sich. Sie gehört nicht dazu, ihr ganzer Körper wehrt sich gegen das Lachen. Mit der Stimme einer strengen Lehrerin sagt sie in die Dunkelheit hinein, Mutter sei ein hoffnungsloser Fall, Gandalf sei der weisse Zauberer, zuerst habe er nur der Graue geheissen, doch nach seinem Tod in den Minen von Moria sei er als der Weisse wieder auferstanden*

*und sein Schwert heisse Glamdring, der Feindhammer, und wenn Mutter wolle, könne sie mal einen Blick auf die Listen werfen, die sie erstellt habe, auf diesen Listen finde man alle Informationen über die Figuren, die Objekte und über die Handlung. Mutter bedankt sich und möchte wissen, ob das Schwert auch gegen die Mücken etwas taue, sie seien gerade dabei, sie tot zu stechen, und Chiara vermutlich auch. Sie haben dasselbe Blut, Mückennektar, sagt Vater, er würde auch gerne ihr Blut trinken, aber er sei kein Vampir. Er legt Mutter den Arm um die Schultern. Chiara sammelt die Kerzen und Tücher ein. Mutter schlüpft unter Vaters Arm weg, schaut Chiara fragend an, was sie habe? Nichts. Sie hebt den Kopf. Der Himmel ist dunkel.*

Den weissen Strich habe ich selber auch gesehen. Als wäre am Himmel ein Zeichen erschienen. Vermutlich war es aber doch nur eine Luftspiegelung - oder - die Ankündigung eines Todes. 12 Stunden vor dem Erdbeben starb in dem Dorf, wo wir uns aufhielten, der Dorfvorsteher. Er war etwa Mitte 50. Eine weit über Puket hinaus bekannte Persönlichkeit. Er habe in seinem Restaurant gesessen und sich mit einigen Gästen unterhalten. Plötzlich sei er vom Stuhl gefallen. Er habe das Erdbeben vorausgeahnt. Die Spannung in der Erdkruste habe sein Herz zerrissen.

Auf welchem Stuhl er gesessen habe, fragte ich einen der Kellner. Am nächsten Tag waren die Tische und Stühle umgestellt. Damit nicht mehr feststellbar war, auf welchem Stuhl er zuletzt gesessen hatte. Der Kellner hatte verstanden, dass das Sterben des Dorfvorstehers sich im Stuhl eingeschrieben hatte, und ich mich nicht auf diesen Stuhl setzen wollte. Wenn Menschen sterben, verändern sich die Dinge. Sie werden lebendig. Sie behalten einen Teil des Verstorbenen zurück. Der Hut meines vor vielen Jahren verstorbenen Vaters liegt im Haus meiner Mutter noch immer auf der Hutablage. Jedesmal wenn ich meine Mutter besuche, sehe ich zuerst den Hut und grüsse innerlich meinen Vater. Im Hut ist er immer noch anwesend. Aber nie würde es mir in den Sinn kommen, mir den Hut aufzusetzen, auch nicht probeweise oder zum Scherz. In all den Jahren hab ich den Hut kein einziges Mal angefasst. Für den Kellner war diese Art des Denkens nicht fremd. Er selber fürchtete sich vor den Geistern der Toten und wollte nichts mit ihnen zu tun haben. Die umgestellten Tische und Stühle halfen gleichzeitig dem Geist des Toten, den Rückweg zu versperren.

In meinem Text über die Familie im Paradies liess ich es Sonntag werden. 26. Dezember 2004. Chiaras Eltern gehen ins Restaurant frühstücken. Chiara bleibt im Apartment und macht sich eine Schale Cornflakes, ohne Milch. Sie trinkt nicht gern Milch.

*Wieder liegt ein Tag vor ihr. Was soll sie heute tun? Einen Plan machen, denkt sie, ohne Plan fühlt sie sich leer. Sie könnte den Plan aufschreiben. In ihr Tagebuch notieren. 26. Dezember 2004. Das könnte sie tun. Damit sie sich nicht langweilt. Sie darf sich den ganzen Tag nicht langweilen, darum muss sie jetzt scharf nachdenken. Zum Nachdenken braucht Chiara Ruhe. Aber ausgerechnet jetzt, wo sie*

nachdenken möchte, schreit jemand, und gleich noch jemand. Das ist nicht der Tauchlehrer, der jeden Morgen vor ihrem Haus auf der Strasse steht und in sein Handy brüllt, sie kennt seine Stimme, das sind andere Stimmen, die schreien, einander Dinge zurufen, als hätten sie Angst, als wäre jemand in Not. Sie geht durchs Wohnzimmer zurück auf die Terrasse, und Chiara fragt sich, ob sie vielleicht wieder eingeschlafen ist und das alles nur träumt. Das ist ein Traum. Im Traum hat sich der Strand und das daran anschliessende Stück Wald mit Wasser gefüllt, kaputte Liegestühle und Sonnenschirme schwimmen unter den Palmen, ein weisser Jeep wird vor ihren Augen hochgehoben und weggetragen, ein Hochwasser. Ist das ein Hochwasser, oder ist das nicht doch ein Traum? Sie hebt den Kopf, der Himmel ist blau. Warum ist der Himmel so blau? Da stimmt etwas nicht. Kein plötzlich aufgekommener Sturm, kein Wind. Ein aufheulender Motor. Jemand fährt mit seinem Motorrad weg. Thais und Touristen rennen direkt vor ihrer Terrasse die Strasse entlang oder waten im knietiefen Wasser unter den Palmen. Sie ziehen die Sonnenschirme und einzelne, ganz gebliebene Liegestühle aus dem Wasser. Warum sind die Liegestühle kaputt? Was ist geschehen? Warum dieses Geschrei? Jetzt ist es doch der Tauchlehrer, Günther heisst er, und brüllt ohne Handy etwas Unverständliches. Ist jemand ertrunken? Chiara hat einen Knoten im Bauch. Sie will keinen Toten sehen, auf keinen Fall einen Toten. Sie machen hier Urlaub, einen traumhaften Urlaub, sagt Mutter jedem, der es hören will, der Strand, das Wasser, die Fische, das Klima, alles unübertrefflich, sagt Mutter, da darf es keine Toten geben. Ein Seebeben, ein maremoto, ruft Vater von der Strasse zu ihr herüber. Er kommt mit langen Schritten, streckt die Arme nach ihr aus. Von dem schnellen Gehen flattert sein blaues Hemd wie ein Schmetterling um ihn herum, ein Schmetterling mit grossen Flügeln, er flattert und macht einen Schatten. Dahinter folgt Mutter, und auch in ihrem Gesicht flattert es. Du musst keine Angst haben, keine Angst, sagt Mutter und reisst sie aus Vaters Armen. Warum sind die so aufgeregt, was ist los, ist jemand ertrunken? Das möchte Chiara jetzt doch gern wissen. Niemand ist ertrunken, sagt Mutter. Sie zieht Chiara auf die Strasse. Was hat das Meer? Was ist los? Das Meer ist krank. Noch vor fünf Minuten hat sie gedacht, dass hier nichts los sei, nichts los, und jetzt stehen alle auf der Strasse. Sie stehen um einen Mann herum, der Mann hat einen dicken, braunen Bauch und dünne Beinchen. Der Mann ist ja nackt. Was fällt dem ein, hier so nackt herum zu stehen? Ist der wirklich nackt? Sie schaut genau hin und sieht unter der Wölbung des Bauches ein himmelblaues Dreieck, das nur mit einem schmalen Band am Unterkörper befestigt ist. Eine Stringbadehose, das ist ja eklig, so dick und eine Stringbadehose. Hinten in der Bucht, sagt der Mann, habe er gelegen, da liege er immer, neben einem Boot, das nie jemand benützt, als plötzlich das Wasser mit grosser Wucht auf dem Strand aufgeprallt sei. Wie soll das gehen? Mit grosser Wucht. Chiara kennt dieses Wasser, das kann nicht einfach so plötzlich mit grosser Wucht aufprallen. Das Wasser, sagt der Mann, habe das Boot hochgehoben, ihn mitgerissen und fast unter das herabstürzende Boot geschleudert. Der soll sich bedecken, zudecken, coprire, sagt Vater, der nichts versteht und nur die Aufregung des Mannes

mitbekommt, die in seltsamem Kontrast steht zu seiner lächerlichen Bekleidung. Das Wasser, sagt Chiara auf Italienisch zu ihrem Vater, das Wasser, das Wasser, jemand schreit, es kommt zurück, und Chiara sieht wie die Schmetterlinge mit den Flügeln schlagen. Sie sieht, wie das Wasser weiss wird und anfängt zu kochen, es kocht über, der Topf ist zu klein. Sie sieht wie ein dicker, weisser Schaumteppich sich über den bloss gelegten Meeresboden Richtung Strand schiebt. In Chiaras Bauch explodiert der Knoten. Sie sieht sich selber rennen, ins Haus rennen, in ihr Zimmer rennen, was will sie in ihrem Zimmer, und sieht sich selber, wie sie den kleinen roten Rucksack vom Bett hoch hebt, die Kamera, sie muss unbedingt ihre Kamera mitnehmen, wieder aus dem Haus stürzt, an den Orchideen vorbei und an den roten schnabelförmigen Blüten, Paradiesvögel heissen die Blumen. Sie sieht den inzwischen bräunlich gewordenen Schaum in den Wald hineinschiessen und ungebremst an den Bäumen vorbei die leichte Senkung hochkommen, auf die Strasse hoch kommen, auf sie zu kommen. Was geschieht da? Herr der Ringe 1, Frodo, von den Ringgeistern verwundet, wird von der Elbenkönigin auf ihr weisses Pferd Glorfindel gezogen, Verfolgung durch die Ringgeister, sie kommen zu einem Fluss, Glorfindel galoppiert durchs Wasser, die schwarzen Pferde mit ihren Verfolgern ebenfalls ins Wasser, da erhebt sich eine Wasserwand, Chiara erinnert sich genau an das Bild, wie das Wasser aus seinem Bett aufsteht, eine Wand wird und die schwarzen Pferde und ihre Reiter niederwalzt. Ist das Wirklichkeit? Ist sie jetzt drinnen oder draussen? Sie sieht Leute rennen, alle rennen. Lauf, denkt sie, du musst laufen, lauf zum Hügel, denkt sie, und sieht ihre Beine sich bewegen, sieht das Wasser auf die Strasse schwappen, und mit dem Wasser kommt der Schlamm. Wirf die Sandalen weg, die teuren Sandalen, viel zu teuer, hat Mutter gesagt, für Sandalen, das lohnt sich nicht, aber ich will sie trotzdem, die himmelblauen Riemchensandalen, Blau ist ihre Lieblingsfarbe, und Blue ihre Lieblingsgruppe, obwohl Mutter sagt, das sei keine Musik, sondern ein Brechmittel und auch Vater nur so tut, als ob die Blue ihm gefallen, aus pädagogischen Gründen, Vater ist Lehrer. Was sagt wohl Mutter, wenn Chiara die teuren Sandalen einfach wegwirft, das muss sie jetzt tun, sonst stirbt sie. Sie will nicht sterben, und sie sieht sich selber die verschlammten Sandalen von den Füßen reissen und in die Luft werfen. Die Sandalen zeichnen eine Spur, eine blaue Spur in die Luft hinter ihr. Vor ihr liegt der Hügel, sie rennt und ist schon auf dem Trockenen, doch sie rennt immer weiter. Sie rennt, bis jemand sie am Arm packt. Es ist Vater, der sie festhält. Hier sind sie in Sicherheit. Alle haben es geschafft. Niemand fehlt. Lucky, lucky. Das Dorf ist glücklich. Sie warten. Die Sonne brennt auf ihre Köpfe.

Für eine Lesung schrieb ich eine Kurzgeschichte mit Chiara als Protagonistin. Nach der Lesung hätten Zuhörer gerne das ganze Buch gekauft und gelesen. Das Buch existierte nicht. Noch nicht, sagte ich mir, obwohl ich unsicher war, ob die eingeschlagene Richtung taugte. Ich wusste nicht, wie ich weiter schreiben sollte. Vielleicht war der erste Satz nicht richtig, am ersten Satz eines Buches liegt

vieles, der erste Satz gibt die Richtung, die Stimmung, die Temperatur an, am ersten Satz erkennt man, ob einen das Buch interessiert oder nicht. Der erste Satz in dem entstehenden Buch ging so: *Chiara ist dreizehn und eigentlich gar kein Kind mehr, obwohl ihre Mutter immer, Kind, sagt, das Kind isst keinen Reis, sagt die Mutter.* Dieser erste Satz deutet auf ein Mutter-Tochter Drama. Ein altes Thema. Eine bürgerliche Familie mit kleinen Problemen. Das Kind isst keinen Reis, ein scheinbar kleines Problem, vielleicht jedoch eine Kampfzone, in der es um Leben und Tod geht. Das Ganze vor dem Hintergrund einer Naturkatastrophe, die alle Rekorde schlägt, das Kind, das keinen Reis essen will, wird in wenigen Stunden erwachsen, es muss selber entscheiden, es muss seinen Instinkten folgen, es lernt, dass Erwachsene genauso verletzlich sind wie Kinder, dass Erwachsene genauso Angst haben, dass es Dinge gibt, über die man keine Kontrolle mehr hat. Ich schrieb weiter, obwohl ich das Gefühl hatte, mich auf einem Irrweg zu befinden.

Als G. und ich mit all den anderen Dorfbewohnern und Touristen auf dem Hügel standen, hatten wir keine Ahnung, was eigentlich los war. Die Informationen kamen schubweise. Weiter südlich seien eine Frau und ein Kind ertrunken. Das hörte sich schon ziemlich schlimm an. Im Vorbeigehen raunte ein dürrer, braungebrannter Australier, many bodies, many bodies have gone. Er hatte sein Handy dabei und war offenbar von jemandem benachrichtigt worden. Eine Thailaifrau schluchzte hemmungslos. Sie hatte auch einen Anruf bekommen. Ihr Restaurant sei weggeschwemmt worden, in der nächsten Bucht weiter nördlich sei alles weg, die ganzen Seafoodrestaurants, einfach weg. Ich wusste nicht, was ich von all dem halten sollte und ging ein Stück weit auf der Strasse zurück, bis zu der Kurve, wo ein Pfad in den Palmenwald abzweigte. Durch eine Lücke guckte ich in die Bucht hinunter, wo das Restaurant stand, wo wir immer zu Mittag assen. Das Restaurant war weg. Nichts erinnerte daran, dass auf dem Platz einmal irgendetwas gestanden hatte. Nur in den Palmen am Fuss des Abhangs hingen Teile von Liegestühlen und Sonnenschirmen. Dieselben Stühle, auf denen G. und ich in den vergangenen Tagen gelegen hatten. Als wären die Stühle und Schirme vom Strand in den Wald geflüchtet und auf die Bäume geklettert. Wieder ein Bild, das wenn man den Kontext nicht kennen würde, als zeitgenössisches Kunstwerk deuten könnte. Eine provokative Installation. Sonnenschirme und Liegestühle, der Inbegriff des schönen Lebens, zerfetzt und in die Bäume geworfen. Ein Plakat gegen den Reisewahn, den Paradieswahn, den Wahn vom schönen Leben. Flüchtlinge auf den Bäumen. Als ich dieses Bild sah, wusste ich noch nicht, dass zwei Stunden weiter nördlich, Menschen tatsächlich in den Bäumen hingen. Vom Wasser hochgespült. Oder sie waren selber auf die Bäume geklettert. Einige lebten noch, andere waren tot oder schwer verletzt. Das Bild, das ich vor Augen hatte, verwies auf dieses andere Bild, das ich noch nicht kannte. Später überlagerten sich die Bilder in meinem Kopf. Die zerfetzten Sonnenschirme und Liegestühle wurden zu menschlichen Körpern.

Auch der Flughafen sei überflutet worden und eigentlich alles südlich und nördlich unserer Bucht. Während wir noch auf dem Hügel standen, hätten die Leute weiter nördlich gewarnt werden können, es dauerte mindestens eine halbe Stunde, bis die Welle Kao Lak erreichte, wo mehrere tausend Menschen umkamen. Die wenigen Warnungen, die per Handy eintrafen, wurden nicht ernst genommen, oder erst, als es schon zu spät war. Als ich wieder zu Hause war, schaute ich mir im Internet Filme an, auf denen man sieht, wie die Welle sich dem Strand von Kao Lak nähert und alles überflutet.

*Auf dem Bildschirm ruckelt eine Kamera über Wasser unter einem wolkenlosen Himmel, ein weisser Strich am Horizont nähert sich der Bildmitte, verläuft wie Schaum, eine Welle, harmlos, würde man denken, schäumt ein bisschen da draussen, der Strich wird breiter, Wasser scheint hoch zu spritzen, die Kamera zoomt ans Ufer, wackelt über den Strand, ein kleines Riff, zwei Personen in T-Shirts und knielangen Hosen spazieren am Strand, die Köpfe gesenkt, als würden sie etwas suchen, die eine läuft aus dem Bild, die Kamera schwenkt nach rechts, mehrere Personen bewegen sich schnell vom Meer weg, die Kamera zoomt aufs Meer, am Horizont wieder eine weisse Gischt, zwei Boote vor dieser sich nähernden Gischt, Polizeiboote, die vor der Küste patrouillieren. Der weisse, gerade Strich teilt sich in mehrere breite, weisse Flächen auf, die Kamera schwenkt hin und her über das Riff, als könne sie sich nicht entscheiden, in welche Richtung sie schauen möchte, als frage sie, was hier eigentlich los sei, zur Sicherheit schaut sie nochmals den Himmel an, er ist immer noch blau, aus dem Blau löst sich ein blassviolettes Licht heraus, die Kamera fängt den Lichtfleck ein, folgt ihm, das Licht dreht sich wie ein Miniwirbelsturm, fliegt Richtung Strand. Ein Mann mit gebeugtem Rücken kommt ins Bild, ein Tuch um den Bauch. Das sich drehende Licht ergreift das Tuch, lässt es um die nackten Beine des Mannes flattern. Die Kamera schwenkt zum Wasser zurück. Am Horizont baut sich eine weisse Wand auf. Viel Gischt. Das Meer hat heute aber eine Laune. Das macht wohl der Vollmond. Die Kamera rückt ein paar Badegäste ins Bild, sie stemmen die Arme in die Hüfte, schauen Richtung Meer. Andere, angezogen, wahrscheinlich Thais, rennen vom Strand weg. Hinter den Polizeibooten spritzt die Gischt meterhoch in die Luft. Da fragt man sich schon, was da los ist. Ein Surfer wird von der Welle erfasst, verschwindet im aufschäumenden Wasser. Einem Surfer macht das nichts aus, der kann das, Wellen reiten. Die Kamera springt nervös hin und her. Weisse Berge aus Wasser rücken ins Bild. Die Polizeiboote werden von den Wasserbergen hin und her geworfen. Die Kamera hüpfte über das Riff zum Strand zurück, zoomt über verschiedene Oberflächen, Sand, Stein, die Wipfel von Palmen, hinter den Palmen Wassermassen, als wolle das Meer aus seinem Bett steigen, eine Stimme, Jesus Christ, look at that.*

Nachdem ich diesen Text geschrieben hatte, dachte ich, so könnte das Buch auch beginnen. Wie ein Dokumentarfilm. Der Leser wird durch ein Kameraauge in eine Landschaft eingeführt, gleichzeitig

gibt es eine Stimme, die das Gesehene kommentiert und interpretiert. Eine Möglichkeit, die ungeheure Medialisierung dieses Ereignisses in einen Text, einen Roman zu holen. Ich stellte mir vor, dass dieses Kameraauge an verschiedenen Stellen des Romans auftritt und das Geschehen in den Makrobereich rückt.

Ein weiterer Erzählstrang entstand aus dem, was ich in dem kleinen Dorf zwischen dem 29. Dezember und dem 6. Januar beobachtete. Unmittelbar nach dem Tsunami waren wir, wie alle Küstenbewohner auf der Westseite der Halbinsel, nach Puket Town gefahren. Nach drei Tagen kehrten wir in das Dorf zurück. Der Vermieter unseres Apartments war ein Deutscher. Die meisten Touristen waren abgereist, und es gab viele freie Bungalows. Der Vermieter erzählte uns, nächstens kämen Bekannte von ihm aus Deutschland an, ein Geschwisterpaar, das nach dem Bruder und seiner Frau suche. Die Tochter der beiden habe sich retten können. Den Mann habe man schon aufgegeben. Doch von der Mutter des Kindes gebe es eine Spur. Ihr Name sei auf einer Liste aufgetaucht. In diesen Tagen war viel von Listen die Rede. In den Krankenhäusern wurden gleich nachdem die ersten Verletzten oder Toten eingeliefert wurden, Listen erstellt. Sie wurden im Internet veröffentlicht, ausgedruckt und weitergereicht. Die Listen hingen an Pinwänden in den Tempeln und in den Krankenhäusern. Der Name der Frau sei auf einer dieser Listen erschienen mit dem Vermerk, no treatment. Dieser Zusatz weckte die Hoffnung, sie müsse am Leben sein. Die Tochter habe erzählt, sie und ihre Mutter hätten noch im Bett gelegen, allen, auch dem Vater sei schlecht gewesen, wahrscheinlich vom Essen. Dann hätten sie einen Krach gehört, wie von einer Baumaschine, die Tür sei aufgesprungen und mit der Tür sei das Wasser hereingekommen.

Die Bekannten unseres Vermieters bezogen den Bungalow direkt neben uns, und ich beobachtete die beiden von unserem Balkon aus. Die Frau hatte sehr langes, dichtes, blondes Haar. Der Mann war dunkelhaarig, gross und kräftig wie sein verschwundener Bruder, von dem ich später im Internet ein Foto fand. Die Brüder sahen sich ähnlich. Kaum waren die beiden angekommen, ging die Frau über die Strasse und telefonierte im Schatten einer Palme. Über eine Stunde stand sie an derselben Stelle. Das Gesicht dem Meer zugewandt. Das blonde, schwere Haar fiel ihr tief in den Rücken. In den folgenden drei Tagen sah ich sie immer wieder unter derselben Palme stehen. Ich wusste, dass sie all die Listen durchtelefonierte, die unser Vermieter für sie finden konnte, und stellte mir vor, wie ich mich an ihrer Stelle fühlen würde. Mit der Zeit wurde ich diese Frau, die unter der Palme stand und mit dem Handy am Ohr nach ihrer Schwägerin suchte. In meinem Kopf wurde aus der Schwägerin die Schwester. Ich wurde eine Frau, die ihre Schwester suchte, deren Namen auf einer Liste stand. Nach den langen Telefongesprächen ging die Frau zum Bungalow zurück und sprach leise mit ihrem Bruder. Die Vermisste trage eine Brille, sagte der Vermieter. Ohne Brille sei sie fast blind, bestimmt habe sie die Brille verloren, und vielleicht irre sie jetzt ohne Brille in der Gegend herum. G. und ich

diskutierten die Möglichkeit, dass die Frau sehr wohl am Leben sein könnte. Jeden Tag höre man ja noch von Menschen, die gefunden würden. Vielleicht habe sie das Gedächtnis verloren. Stehe unter Schock. Vielleicht könne sie nicht mehr sprechen. Oder man habe sie schon irgendwohin ausgeflogen. Vielleicht habe sie die Telefonnummern vergessen. In meinem Kopf sah ich die Frau mit kurzsichtigen Augen herumgehen und ihre Tochter und ihren Mann suchen. Sie musste am Leben sein. Sie musste irgendwo sein. Am liebsten hätte ich mich selber aufgemacht, um sie zu suchen, aber ich wusste nicht einmal, wie sie aussah. Erst anderthalb Jahre später fand ich sie im Internet. Ein Zufall. Ich suchte bestimmte Artikel über den Tsunami und stiess auf ihren Namen, den ich eigentlich vergessen hatte. Als ich ihn las, fiel mir ein, dass der Vermieter diesen Namen immer wieder erwähnt hatte. Ich klickte weiter und hatte plötzlich ihr Foto auf dem Bildschirm. Auf dem Foto trug sie eine Brille, ein Metallgestell. Sie hatte kinnlange, wahrscheinlich sehr feine, gerade Haare. Ein Lächeln um den Mund. Sie wirkte eher zart, eine Spur distanziert. Eine kluge Frau um die vierzig. Mit einem weiteren Mausklick hatte ich den handgeschriebenen Vermerk, no treatment, auf dem screen. Druckbuchstaben, vermutlich mit einem Bleistift auf ein Papier geschrieben. Keine europäische Schrift. Das konnte nicht sie selber geschrieben haben. Damals stellten wir uns vor, sie selber habe ihren Namen auf die Liste gesetzt. Vor und Nachname waren fehlerlos geschrieben. Nur sie selbst, dachten wir damals, könne das geschrieben haben. Wenn sie imstande war, ihren Namen zu schreiben, oder ihn zu buchstabieren, dann musste sie am Leben sein. Das war nur logisch. Es fehlte bloss der letzte Beweis, ihr Körper. Die Gewissheit, dass die Logik auch in diesem Fall etwas taugte. Doch dieser letzte Rest fehlte.

Diese Suche liess Spuren in meinem Kopf zurück. Die Frau und das Kind lagen nebeneinander im Bett, als sie ein ungewöhnliches Geräusch hörten und die Tür aufging. Ich begann über das Mädchen zu schreiben, das neben seiner Mutter im Bett lag, ohne dass ich wusste, wohin das führen sollte. Das Mädchen nannte ich Julia. Julia Steiner aus Zürich. Nach einigen Monaten fügte ich Julia in die Geschichte von Chiara ein. Es sollte eine Art Spiegelgeschichte werden. Zwei Mädchen im selben Alter erleben diese Naturkatastrophe total unterschiedlich. Sie sollen sich nicht begegnen. Zwei Reisen mit unterschiedlichem Ausgang.

*Julia Steiner ist 13 und liegt zusammen mit ihrer Mutter im Bett ihres Bungalows 003, einem Beachfront Bungalow mit Strohdach. Es ist Sonntag, zehn Uhr vielleicht. Julia ist es schwindlig und schlecht. Mutter hat dasselbe und hat sich in den frühen Morgenstunden zu Julia ins Bett gelegt. Vater liegt nebenan im zweiten Zimmer und hat Magenkrämpfe. Gestern Abend müssen sie etwas gegessen haben, das ihnen nicht bekommen ist. Erst zwei Tage hier und schon krank. Hoffentlich geht das nicht so weiter. Ihre Eltern sind zwar beide Ärzte und haben immer einen Medikamentenkoffer dabei. Aber die Tabletten haben noch nicht gewirkt. Die Mutter liegt auf dem Rücken, den linken Arm*

*unter den Kopf geschoben. Julia ist seitlich zusammengerollt, Garnelen und Fisch, sagt sie, ess ich hier keine mehr. Die Verbindungstür zwischen den beiden Schlafzimmern steht offen. Das kann dir auch in Zürich passieren, ruft Vater zu ihr herüber und setzt zu einer Erzählung an über eine Fischvergiftung eines Kollegen, aber dann muss er schnell aufs Klo. Julia weiss noch nicht, dass dies die letzten Worte ihres Vaters waren. Sie hört ein Geräusch. Sie hebt den Kopf. Was ist das für ein Geräusch? Wird da draussen etwas gebaut? Sie sieht Mutter neben sich, blass mit dunklen Schatten unter den Augen. Das kann ja nicht sein, sagt Mutter, heute ist Sonntag. Auf dem weissen Kissen kleben ein paar dünne, blonde Haare. Julia zupft die Haare weg. Ihr Bungalow steht ganz vorne am Meer. Da kann gar nichts gebaut werden. Ein Rumpeln vor der Tür, ein Knall, ein Knirschen, ein Geräusch von splitterndem Holz, die Tür geht auf, etwas Helles kommt herein, Wasser kommt herein, dann wird es dunkel und wieder hell. Julia sieht Mutter neben sich, ihre Haare sind nass. Die Mutter schreit. Ein Kühlschrank kommt durch die Tür herein. Das Bett steigt in die Höhe, die Wände verschwinden, die Decke, das Dach, das ganze Haus ist weg, Julia sieht den Himmel, es ist schönes Wetter.*

Ich versuchte mir vorzustellen, was sich im Kopf von Julia abspielte, als ihr Körper vom Wasser einfach mitgerissen wurde. Ich schaute Bilder und Filme im Internet an. Auf vielen Fotos sah man Autos und Motorräder im Wasser. Auch mein erstes Tsunamibild war ein im Wasser schwimmender weisser Jeep. Auf den Internetseiten waren es jedoch oft die landestypischen kleinen Lastwagen, die als Transportwagen benützt werden, oder für den Sonntagsausflug mit der Familie. Ich stellte mir vor, wie Julia, die vom Wasser mitgerissen wird, sieht wie ein solches Fahrzeug auf sie zukommt.

*Ein Auto kommt ihr entgegen. Ein weisser Pick-up. Das Wort fällt ihr plötzlich ein. Pick-up, sagte jemand, als sie fragte, was das für Autos seien, diese kleinen Lastwagen hier. Wer war das? Was für eine Stimme? Sie hat ein gutes Gedächtnis für Stimmen. Die Stimme in ihrem Ohr sagt Pick-up. Eine warme Stimme, die zu jemandem gehört, den sie kennt, aber irgendwie ist alles so fremd. Sie weiss nicht mehr, was das heisst, wenn man jemanden kennt. Vater war das, fällt ihr ein. Vater. Sie denkt über das Wort nach. Sie weiss nicht mehr, was es bedeutet. Das Auto wird sie überfahren, denkt sie, im Wasser überfahren. Ist das nicht komisch? Wenn jemand im Wasser überfahren wird. Sie muss aufpassen, dass dieser Pick-up sie nicht überfährt. Der Sog zieht sie am Auto vorbei. Zieht sie unter Wasser. Sie bekommt keine Luft mehr. Über ihr ist etwas Dunkles. Jetzt ist sie doch unter das Auto geraten. Sie klammert sich an die Matratze. Es dreht sie im Kreis. Immer schneller dreht es sie. Sie hält sich fest und wird am Pick-up vorbei wieder nach oben geschleudert. Sie schnappt nach Luft. Von unten schlägt etwas heftig gegen die Matratze, wirft sie zur Seite, sie will sich festhalten, einfach nur*

*festhalten. Sie fällt, der rechte Arm bleibt hängen, sie fühlt einen Stich, dann wird es dunkel, jetzt sterbe ich, denkt sie. Sie ist unter Wasser, sie kann nichts sehen, so ist es, wenn man stirbt, denkt sie, eigentlich gar nicht so schlimm. Bin ich nun tot? Dann fällt ihr ein, dass gerade vorhin noch jemand auf der Matratze lag, zusammen mit ihr lag da jemand, wer war das.*

Der weisse Pick-up erinnerte mich vermutlich an den weissen VW Bus, der meinen Bruder überfahren hatte, was ich in dem Buch *ein Löffel in der Luft* beschrieben habe. Vielleicht beschreibt man ja immer dieselben Dinge, die Urszenen. In meinem Fall ist das der weisse VW Bus, den ich nie wirklich gesehen habe. Vielleicht versuchte ich im Schreiben dieses neuen Buches herauszufinden, was sich im Kopf meines achtjährigen Bruders abspielte, als sein Körper auf dem Fussgängerstreifen vor dem Dorfkonsum von dem weissen VW Bus erfasst und durch die Luft geschleudert wurde, was sich abspielte, als er dann am Boden lag und was weiter in den fünf Tagen geschah, die er noch lebte. Bestimmt hat er noch Dinge wahrgenommen, hat hinter den geschlossenen Augen Bilder gesehen, Farben, ganze Filme, die in seinem Kopf abliefen. Vielleicht hat er sich selber gesehen, wie er am Strassenrand stand und mit einem Mädchen ein paar Worte wechselte. Das Mädchen war ein Jahr älter als er und wohnte in der Nachbarschaft. Ich stellte mir vor, dass er das Mädchen mochte, es sah schön aus mit dunklen Haaren und grünen Augen. Ich selber erfuhr erst, nachdem ich das Buch veröffentlicht hatte, von dem Mädchen, das an dem Samstagmittag am Strassenrand gestanden und sich kurz mit ihm unterhalten hatte. Sie habe noch mit ihm gesprochen, sagte die Frau, sie war inzwischen über fünfzig, immer noch schön und doch vom Leben gezeichnet, sie habe gesehen, wie das Auto, sagte die Frau, und sie habe sich lange schuldig gefühlt, vielleicht sei sie ja daran schuld gewesen, sagte die Frau. Sie hatte mich zu einem Abendessen eingeladen. Wir sassen an einem langen Holztisch vor einer Glasveranda mit Blick auf die funkelnde Nacht hinter den hohen Scheiben.

So hat das Schreiben an einem Text über den Tsunami mich wieder ins Zentrum meiner eigenen Geschichte zurückkatapultiert. Den Roman gibt es nicht. Am ersten Juni 2007 um halb acht Uhr abends beschloss ich, das Projekt aufzugeben. 98 Seiten. Viel Zeit und Geld steckten darin. In einer Bar trank ich einen Whiskey und ging dann zu Fuss durch die Stadt. Die Dämmerung setzte ein. Ich ging über eine Brücke und schaute ins Wasser. Auf dem Wasser zitterten die Lichter.